

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum „Rheinländer Beobachter“

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Eltville.
Verlag von Alwin Voeges Buchdruckerei, Eltville a. Rh.

Neid.

Roman v. Peiser.

(Fortsetzung)



Frau Anita schluchzte bald, bald lachte sie. Hilmar sei wie verwandelt, o, wie sehr. Borchin, da sei er wie ein Riese gewesen, im Zupassen und Heben am Schöpfungstatter — nun benehme er sich wie ein Kind, so gerührt sei er und so sehr schäme er sich. Nun klagte sie wieder. O, lieber Himmel, daß so etwas geschehen konnte! Droben in der Veranda, da sei ja ein Stuhl Geländer zusammengebrochen, gerade dort, wo der junge, schöne Gast immer zu lehnen und zu träumern pflege. O — o —! Was für ein Unglück hätte das geben können! Wie ein Wachsbiß gehe die Tochter des Professors noch herum.

Stetige Nervenschauer schüttelten Erb-guts Glieder. „Zwei Leben hätte ich nicht retten können,“ sprach er schwer. Die Not, die er in der feuchten Tiefe durchlitten, kam ihm wieder. Mit einer dankbaren Geste schob er die Hände unter das warme Gold-band, das die lachende Maisonette neben ihm auf das Polster legte. O — daß er noch atmen konnte — noch sehen — noch empfin-den und denken! O, du heiligeliebtes Da-sein! Du Wundermacht des warmen, be-feligen Fühlens!

Frau Anita gewahrte den Fieberblick. „Trinken, trinken —“ bat sie, mütterlich; „nicht krank werden.“ Danach hastete sie wieder zu Regina.

Als sie nach Minuten wieder zu ihm zu-rückkehrte, war sie bange und sehr demü-tig. „Es fuhr eben ein Wagen vor —“ be-richtete sie. „Ihr Herr Onkel sitzt drinnen. Die Nachbarn werden ihm zugekragen ha-ben, Sie seien verunglückt bei uns — Lie-ber Himmel — lieber Himmel — wir kön-nen doch nichts dafür. Wir haben's doch nicht gewußt, daß droben im Gebälk die Würmer haufen.“

Erbgut lächelte beruhigend. „Ich lebe ja

doch — und Ihren Gästen ist, Gott sei Dank, nichts geschehen.“ Mit etwas schwan-kendem Schritt ging er zur Tür und dem Angelommenen entgegen, während Frau Anita sich zu einem Nebenausgang hinaus-bewegte.

Ein seltsames Wiedersehen war das im Jahr. Onkel Julius, gestützt von seinem Diener, kam mit einer Miene heran, die Verderben auf diese Stätte herabzubeschwö-ren bereit schien. Nie hatte er herber und totähnlicher ausgesehen. Wie ein Krampf zuckte es über die fleischlosen Flügel hin, da Erb-gut vor ihm erschien, ein wenig blaß und verändert, doch heil an Leib und Seele.

„Junge — Junge —! du lebst ja.“

„Ich war keine Minute ohne Leben, On-kel. Man hat dich ohne Grund erregt —“ beschwichtigend strich er über die zitternde, knöchernen Rechte hin, die tastend nach ihm griff — „wie leid mir das tut.“

„Du lebst — bist unverfehrt —“ der Greis atmete stöhnend auf. Doch lag ihm der Grimm noch wie ein böser Alp auf der Brust. „Das verwünschte Haus hier! Daß ich dich hier suchen muß! ... Und wie siehst du aus? Was tat man dir? In wessen Sachen steckst du da?“

Erbgut winkte dem Diener zu, zurückzu-bleiben, und schob seinen Arm unter den des Onkels. „Komm' bitte einige Minuten lang mit herein und ruhe dich aus.“ Drin-nen drängte er dann hastig „verstöre, bitte, Hilmar und seine Frau nicht durch harte Reden. Mich traf ja kein Unfall — mich doch nicht. Ich rettete ihnen ihr Kind aus dem See und geriet dabei ein wenig in Not. Nichts weiter.“

„Ihr Kind gerettet — und dabei beinahe um das Leben gekommen. Was geht es dich an, was geht es uns an, das Kind dieses Hauses? — Stehst du dich schon so vertraut mit ihnen? O!“

„Onkel —! Bergräme mir diese Tat nicht. Ich bin so voller Frohmut darüber, daß sie mir gelang.“

„Voller Frohmut — ah! und ich — mich widert diese Umgebung hier an — Laß mich, du Träumer! Ich bin hier — und ich will die Sache untersuchen. Man sagte mir, die Verandabrustung sei zusammengebro-chen. Wer weiß, was da spielte — und wem es galt.“ —

„O dieses finstere, mir flüchterliche „Wer weiß,“ Onkel. Ich war doch nicht droben — ich kam im Rahn vorüber und sah die kleine Regina in die Tiefe stürzen — Untersucht werden muß nun freilich alles genau, um der Gäste willen, die hier wohnen; aber überlasse mir das, bitte — du hast zu viel Argwohn.“

„Gewiß, ich habe ihn — ich brauche ihn um deinetwillen. Dich hat dieser üppige Frühling blind gemacht — du siehst Gif-flumen für Rosen an, und hältst dein Lächeln für einen Schild gegen heimliche Feindschaft und Ränke.“ Der Greis wandte sich nach der Tür.

„Du sorgst und erregst dich so unnötig, Onkel. Bleibe noch. Geh' in solcher Stim-mung nicht zu den Fremden hinauf.“

„Ich gehe. Bist sowieso nicht fähig, mir den Gang abzunehmen — du sprichst schwer und heiser und wie fiebernd. Ebert mag dich heimbringen.“

„In deinen Augen bin ich immer wie der mal der schwächliche, kleine Junge —“ Erb-gut lachte ein wenig. Dann schlug ihm helle Glut in das erregte Gesicht. „Onkel, es ist ein Wunsch in mir, so stark, wie ich noch keinen kannte — vielleicht, wenn du vor Hilmars Gästen stehst, fühltest du dich bereit, ihn mir zu erfüllen. Bitte, biete den Fremden droben — mir sind sie nicht mehr fremd — biete ihnen Gastfreundschaft an für den überstandenen Schreck. Wir ver-fügen ja über so viele Räume.“

„So viele Räume — ja, ja — es steht das so aus für deinen jungen, leichten Sinn — ich empfinde da anders. Wir wohnen nicht allein droben auf der „Höhe“ — Du vergißt die Toten. Möchtest du Gottge-treus oder Friedliebs Zimmer aufschließen und herrichten lassen für Fremde?“

„Es würde ihre Ruhe nicht stören, On-kel, wenn Sonnenschein und warmes Leben über die schon lange nicht betretenen Die-len glitte — Aber da wäre doch auch noch der wohlthätige Pavillon im Park.“

„Wozu fragst du mich eigentlich erst, Erb-gut? Hast doch völlig freie Verfügung über deinen Besitz — Doch freilich — es wäre dir angenehm, ich bahnte deinen Wünschen den Weg. Das geht nicht so jäh — erst muß ich die Menschen, die sich so rasch in deine Gedanken einmischen, sehen.“

Erbgut lächelte, heimlich zuversichtlich. „Und ich möchte dabei nicht fehlen.“

„Hm —“ Onkel Julius zog die dünnen Lippen noch mehr ein — „schau' in den Spiegel dort. Bist du so in Ertause, daß dir deine äußere Verfassung nicht zu Bewußtsein kommt? Du reizt zum Lachen. So zeigt man sich nicht ohne Not, Frauenaugen. Hilmar's Anzug — er schlottert sackartig um deine Schmalheit; auch sind deine Züge mitgenommen, wie nach einem Raufsch. Ich rate dir, bleibe. Daß ich willens wäre, droben an denen, die nichts dafür können, wie mich alles hier anseht, meinen Mißmut auszulassen, das traust du mir wohl nicht zu. Also verschiebe du ruhig die Vorstellung als Held und Ketter, bis Ebert dir einige von deinen Sachen herbei holt.“

„Bist du an meinen Wunsch denken, Onkel?“

„Dringlich genug hast du ihn vorgebracht, als daß ich ihn vergessen könnte.“ Danach schloß sich die Tür hinter dem Greise.

Erbgut lauschte auf den dumpfen Takt der mit Gummi unterlegten Stockwinge. Sie schlug auf jede Treppenstufe nur einmal auf. Das dünkte ihm ein gutes Zeichen. Der Onkel zwang sich selbst zur Ruhe, denn im Zorn oder tiefem Mißmut handhabte er die Stütze nervöser. Nun stand er mit dem Diener droben still — nun ließ er sich anmelden.

Nervenschauer schüttelten Erbgut; dann lachte er weich und glücklich und sprach übermüthige, leise Worte in den Sonnenschein hinein.

Hilmar pochte bei ihm an. „Ist's erlaubt? — Geht's gut auf den Glühwein? Wirklich? Hat man alles nach Verlangen?“ Der ungeschlachte Mensch war, vor innerer Unsicherheit, wunderbar in jeder Bewegung. „Das Reginchén möchte schon aus dem Bett und die guten Hände da küssen. Muß sich das noch aufheben — O, das Reginchén ist hundertmal besser dran wie sein Vater — es hat immer recht und richtig gefühlt. Wie hab' ich doch jahrelang meinen Verstand mißbrauchen lassen von — nun ja, ja, warum war man so blind. Den Tag heut werde ich nie vergessen. In den Schlamm hinab für mein Kind — fast in den Tod hinab für mein Kind!“

„Lasse das doch — ich bin glücklich darüber, daß es gelang. Aber du mußt besser auf dein Eigentum achten, Hilmar — wie schrecklich hätte der Unfall enden können! Ich mag es nicht ausdenken. Du wirst die Veranda schließen und Zimmerleute bestellen.“

„Alles, alles tue ich, was gewünscht und verlangt wird. Ich schließe die Veranda — wer hätte gedacht, daß sie so wurmzerfressen ist. Meine Logiergäste, die verliere ich da wohl freilich, denn die schöne Aussicht über den See hin, die war ihnen immer die Hauptsache hier.“

„Du verlierst sie sowieso, Hilmar —“ wieder hob das leuchtende Lächeln den knabenhaften Mund.

„O, ich versteh' — und ich wünsche Heil und Segen!“ — — — — —

Man rief nach dem Wirt. Auch kam Frau Anita, die heute ihre Schläfrigkeit abgeschüttelt hatte wie ein ihr unpassendes Kleid, herbei, und zog ihren Mann aus dem Zimmer.

„Du — du —!“ hastete sie draußen, flüsternd und stoßweise — „man spricht droben, daß — ich hab' gelauscht — sie sagen, die Holzwürmer waren es nicht — von einer Feile, von einer kleinen Säge sprechen sie — von einer bösen Absicht.“

„Würmer — Feile — Absicht?“

„Weißt du nichts? — O, so schlecht könntest du doch nicht sein, daß du dich mit Sasso — — nein doch! So schlecht kann auch Sasso nicht sein.“

„Was hat er denn angestellt? Was schiebt ihr ihm denn zu?“ Hilmar schüttelte seine Frau. „Machst mich ja ganz wirr, du!“

„Sie haben das Gebälk droben untersucht — der Professor und der alte Caspari. Sie behaupten — sag' mir, daß du nichts weißt!“ — und Frau Anita tuschelte in zusammenhängenderen Sätzen auf den Erschreckten ein.

Man ließ ihnen nicht Zeit, sich völlig auszusprechen. Der Diener Ebert kam die Treppe herab und blieb mit einem mißachtlichen und äußerst drängenden „Sie werden gewünscht —“, vor ihnen stehen, bis sie mit ihm gingen. Frau Anita nötigte man droben in Magdalies Raub's Zimmer, Hilmar in die Veranda.

Die erregte Frau blieb neben der Tür an der Wand lehnen. Ihr dunkler Zigeunerkopf bewegte sich unausgesetzt zitternd über dem bloßen Hals.

Der schöne junge Logiergast glitt rastlos hin und her, und der glühende Mund setzte einigemal vergeblich zum Sprechen an. Endlich fand er Worte. „Wer kann denn meinen Tod wollen — wer kann denn das gewollt haben? War vielleicht gestern, in unserer Abwesenheit, ein Irrsinniger in ihrem Hause, Frau Marschall? Wissen Sie, was man uns hat antun wollen? Wissen Sie?“

„Ich weiß — ich war vorhin im Alkoven neben der Veranda — — um die Sinne bin ich fast gekommen — Solche Schlechtigkeit! — O, solche Schlechtigkeit!“

„Haben Sie eine Vermutung, einen Verdacht? —“

„Frau Anita machte eine gequälte, verneinende Bewegung. „Anklagen und verdächtigen, das ist so leicht — Ich weiß nur, daß wir an der häßlichen Sache keine Schuld haben, und daß wir unglücklich sind.“

Magdalies strich sich über die zusammengezogenen Brauen hin. „Ach es bleibt unbegreiflich. Frau Marschall, wer brachte gestern die Bilder und Teppiche in der Veranda unter?“

„Ich —“

„Verschlossen Sie die Zimmer, als Sie dann hinunter gingen?“

„Nein — ich wurde gerufen — es kamen Gäste.“

„War — war unter ihnen einer in braunem Samtjackett, groß, blaß, rothaarig? Ich sah ihn mehreremale bei Ihrem Manne stehen.“

„Es ist — sie ähneln sich garnicht — es ist sein Bruder.“ Frau Anita ließ, in Scheu und seltsamer Unruhe, die Lider tief über den ausweichenden Blick herabsinken.

„Ah —!“ Nur der stoßende, kurze Laut kam als Erwiderung über Magdalies Lippen. Sie sah sich am See stehen, bedrängt von dem Allzudreisten, sie erinnerte sich ihres verächtlichen Schlages, der heimlichen Lüge, die danach in den großen, dunklen Männeraugen aufglomm. Sie atmete

schwer. „O — o, ich lebe ja noch —“ flüsterte sie dann — „ich lebe ja noch!“

Es widerstrebte ihr jäh, die verstörte Frau durch weitere Fragen zu peinigen. Der alte Herr drüben, mit dem Totengesicht, dessen durchdringender, finsterner Blick sie vertrieben hatte, er würde dem versuchten Verbrechen schon auf die rechte Spur kommen. —

„Ich lebe ja noch — lebe ja noch! Dachte sie wieder. Und in ein paar Stunden kommt Wolf Wittichen und macht den bösen Morgen vergessen wie einen dummen, häßlichen Traum.“

Sie trat vor den Spiegel hin. Schreck, Erregung und Gedankennot hatten ihrer Schönheit nichts geschadet. Ihre klare Haut schimmerte in der porzellanenen Blässe beinahe noch reiner als sonst; das aparte Blondhaar hob sich noch wirkungsvoller von der weißen Stirn ab.

Frau Anita gewahrte das Lächeln. „Wären Sie doch lieber drüben bei den Herren“, klagte sie. „Vielleicht vergäbe dann der alte Caspari seine Gehässigkeit, vielleicht wäre er nicht so hart. Sie haben viel Macht über die Männer — und ich meine, Sie wissen das. Nur Ihre Wege kam Erbgut Caspari in das Haus hier — nur Ihre Wege war er heut' in der Nähe und konnte unser Reginchén retten.“

Magdalies dehnte sich unbehaglich in den Schultern. „Es — es wäre mir leid, wenn er sich meinethwegen Hoffnungen machte.“

„Leid wäre Ihnen das?“ — O, kann das sein?“

„Ich bin Braut, Frau Marschall. Heut' nachmittag trifft mein Verlobter hier ein.“

Die Nebentür öffnete sich; der Professor erschien. „Ist dir jetzt wohler zu Mute, Magdalies?“ hastete er. „Komm' nur, zeige dich wieder. Und kommen Sie mit, Frau Marschall. Es ist etwas gefunden worden — an einer Teppichfranse hat man etwas gefunden. Der alte Herr kennt's — Sie sollen bezeugen, daß es Ihnen auch bekannt ist.“

„Was ist denn gefunden worden?“

„Sie werden ja sehen.“ Er hieß sie vorgehen, und folgte mit seiner Tochter.

Es herrschte ein unheimlicher Geist unter dem Verandabache. Von dem zugleich hart und triumphierend blickenden Greise ging er aus. Vergeblich hatte Hilmar mit seiner robusten Nervenkraft, mit groben Worten und dem Groll gekränkter Ehre dagegen anzukämpfen und auszutrosten gesucht. Der zierliche Gegenstand zwischen den altersbleichen, wächsernen Fingern machte ihn nun hilflos und mundtot. Die Schwester des Professors sah, vor Spannung, steif wie eine Holzpuppe da. O, die Szene wurde ja immer interessanter, immer bewegter.

Einen Augenblick lang irrten Onkel Julius Augen von der eintretenden Frau zu der anmutiger Mädchengestalt hin. Wieder maß er ihre Schönheit wie etwas ihm Feindliches, gegen ihn Verschworenes und ihn dennoch in Bann Schlagendes. Dann wandte er sich Frau Anita zu. „Hier — sehen Sie hierher — kennen Sie den Uhranhänger?“

Das silberne Drachentöpfchen da, das in das Mund eines winzigen Ringes biß, das hatte Frau Anita schon unzähligmal gesehen. Mit Entschlossenheit erwiderte sie, daß das vorgezeigte Schmuckstück dem Schwager gehöre. (Fortsetzung folgt.)

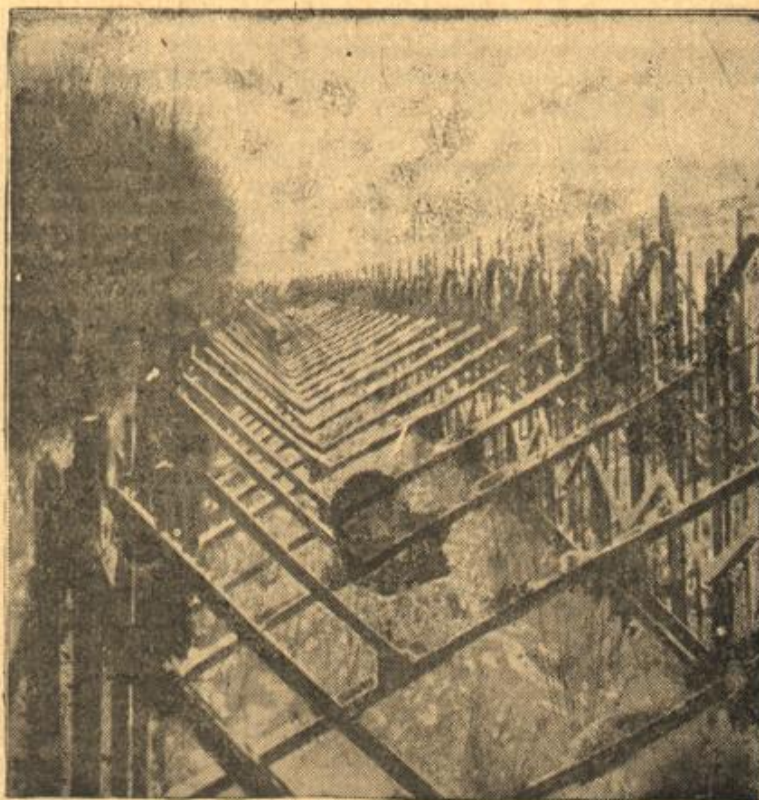


Vor dem Hauptbahnhof in Brest-Litowsk.

Die Kreisstadt Brest-Litowsk im russischen Gouvernement Grodno hat um die Jahreswende 1917/18 den Namen „Stadt des Ruhmes“, den sie vor mehr als dreißig Jahren in einem jüdischen Geschichtsbuch erhielt, sich erst wirklich verdient. In der Tat hat Brest-Litowsk eine reiche Vergangenheit. Und schon der Hauptbahnhof (s. oberes Bild) zeigt, daß diese Stadt auch im modernen Rußland eine bedeutende Rolle gespielt hat. Die Gründungszeit der Stadt, die ursprünglich an der Mündung des Muchawez in den Bug gelegen war, wird in das 10. Jahrhundert verlegt, und als Gründer werden die Bugslaven angesehen. Urkundlich geschieht der Stadt zum erstenmal im Jahre 1015 Erwähnung, und zwar unter ihrem ursprünglichen Namen „Bereſta“, was Birkenrinde bedeutet. „Bereſta“ wurde mehrmals verwüstet und wechselte oft den Herrscher, bis die Stadt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Macht der Litauer unterlag. Ihren heutigen Namen Brest-Litowsk (polnisch: Brześć Litewski) erhielt die Stadt jedenfalls nicht vor 1340, wo dieser Name in der Bezeichnung „Litauisches Brest“ zum erstenmal zum Ausdruck kam. In den Kämpfen der Litauer gegen den deutschen Ritterorden in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erlebte Brest schon einmal einen Friedensschluß in seiner Mitte und zwar 1435, im Todesjahr des ersten Jagellonen. Im Jahr 1511, nach der Niederwerfung des Aufstandes des Fürsten Glinſki, hielt der polnische König Siegemund I. einen Fürstentag in Brest ab, auf dem verschiedene wichtige Beschlüsse gefaßt wurden. Für das damalige hohe Ansehen der Stadt spricht, daß im Jahre 1569 der einflußreiche und in Litauen volkstümliche Fürst Nikolaus Christoph Radziwiłł seine Residenz nach Brest-Litowsk verlegte. Während des polnisch-schwedischen Krieges wurde Brest-Litowsk von den schwedisch-brandenburgischen Truppen des Grafen Waldeck, der dort vierzig polnische Geschütze erbeutete, überfallen. Als bedeutsames geschichtliches Ereignis

kann die 1595 und 1596 in Brest-Litowsk abgehaltene Synode angesehen werden, auf der den langjährigen Kämpfen zwischen den Anhängern der römisch-katholischen Kirche und den der Ruthenen als orientalischen Orthodoxen durch den Beschluß der Vereinigung ein Ende gemacht wurde. Im Jahre 1769 führte Suworow bei Brest-Litowsk einen nächtlichen Überfall auf die gegnerischen Ulanen aus. Im russisch-preussischen Vertrage vom 23. Januar 1793 über die zweite Teilung Polens fiel Brest-Litowsk an Rußland, das es 1796 zu einer Kreisstadt des ehemaligen Gouvernements Slonim und 1801 bei einer abermaligen Teilung Polens wurde Rußlands Aufmerksamkeit auf Brest-Litowsk als einen wichtigen strategischen Punkt gelenkt. Seine Feld- und seine provisorischen Befestigungen wurden verstärkt. Im Jahre 1807 gestaltete In-

genieur-General Suchtelen Brest-Litowsk zum Stützpunkt der Verteidigung der russischen Westgrenze und arbeitete einen Plan für den Bau einer neuen Festung aus. Er kam nicht zur Ausführung und ebensowenig ein späterer Plan des Leiters des polnischen Ingenieurkorps. In den letzten Jahrzehnten ist Brest-Litowsk von General Totleben, zuletzt von den Generalen Kuropatkin und Suchomlinow als Festung ausgebaut und verstärkt worden, besonders aber seit Beginn des Krieges (s. unt. Bild). In der Nacht vom 25.—26. August 1915 zogen die Verbündeten in die Stadt ein, die ein Bild der Verwüstung bot. Im Dezember 1917 begannen dort die Friedensverhandlungen.



Hindernisgürtel um das Fort X in Brest-Litowsk.

